

„X)j&

**Rote Fahne**

7&kto&'— Kind der Revolution

Von HERMANN DUNCKER

Einer der Höhepunkte meines langen Lebens war der 9. November 1918. Nach vier schweren Kriegsjahren schüttelte das deutsche Proletariat die Lähmung ab, von der es 1914 durch den Verrat seiner sozialdemokratischen Führer befallen worden war. Im „Brotstreik“ von 1917 hatte es sich bereits erhoben und war zurückgeschlagen worden, der Januarstreik 1918 wurde abgewürgt. Als aber am 9. November die Massen Berlins auf die Straße gingen, rannten ihre Peiniger blindlings davon.

Seit Kriegsbeginn wohnte ich mit Käte, meiner Frau, in Steglitz. In unserer Nähe wohnten Karl Liebknecht, Wilhelm Pieck, Ernst Meyer, Julian Marchlewski-Karski, Leo Jogisches, Rosa Luxemburg und Franz Mehring.

Wir kannten uns seit langem aus der gemeinsamen Parteiarbeit und gehörten alle der sogenannten „Steglitzer Linken“ an, der Keimzelle des späteren Spartakusbundes. Gemeinsam haben wir während des ganzen Krieges gekämpft, wenn die Genossen nicht gerade verhaftet oder eingezogen waren.

Am Morgen des 9. November waren Käte und ich in die Stadt gefahren. Sie hatte den Auftrag, sich um Genossen Jogisches zu kümmern, der immer noch in Moabit gefangen saß. Seit aller Frühe waren wir Spartakusmitglieder schon an der Arbeit. Die Revolution marschierte. Für mich, den Partei- und Wanderlehrer, galt es jetzt, an freien Plätzen und Straßenkreuzungen der sich rasch sammelnden Menge den Sinn der Ereignisse klarzumachen, den ankommenden Demonstrationenzügen richtunggebende Ansprachen zu halten.

Alle Unterdrückung, die wir in diesem Zuchthaus „Deutschland“ hatten ertragen müssen, schien wie weggeblasen. Da fluteten die revolutionären Massen durch

Berlin. Rote Fahnen flatterten im Winde, Lastwagen mit bewaffneten Arbeitern und Soldaten flitzten vorbei. Jubelnde Zurufe erschollen. Es gab manch Wiedersehen mit alten, totgeglaubten Genossen.

Ich stand auf dem Potsdamer Platz und sprach zu den Menschen, die mich umgaben. Vom Dönhoffplatz her, die Leipziger Straße herunter, nahte ein neuer, gewaltiger Demonstrationenzug. Ein schwerbewaffneter Landsturmmann kam auf mich zu, Emil Rabold, ein alter Freund und Genosse aus der Jugendbewegung, ein Redakteur an Arbeiterzeitungen. Seit Kriegsausbruch hatten wir uns nicht mehr gesehen, nun führte die Revolution uns wieder zusammen. Nebeneinander marschierten wir im Zug und sangen: „Wir sind die Arbeitsmänner ...“ Die Revolution marschierte, doch wir wußten, daß das nur der Anfang sein konnte. Die Leitung der Spartakusgruppe benötigte seit langem eine eigene große Druckerei, eine eigene Zeitung, um die Massen aufzuklären, ihrem revolutionären Kampf Richtung und Ziel zu geben. Bisher hatten wir nur unter den schwären Bedingungen der Illegalität diese Aufgabe erfüllen können.

Jetzt war diese schwere Zeit vorbei, die revolutionären Massen beherrschten die Straßen. Wir kannten unsere Aufgaben. Schnell hatte ich mich mit dem Genossen Rabold verständigt. Als ein Lastauto mit wehender roter Fahne, besetzt mit revolutionären Matrosen und Arbeitern, an uns vorbeikam, hielten wir es an. In aller Eile machten wir den Genossen begreiflich, daß der „Lokal-Anzeiger“, dieses infamste Hetzblatt, unmöglich weiter das Volk vergiften dürfe. Die Matrosen zogen Rabold und mich auf den Wagen, fuhren vor den Haupteingang Zimmerstraße 35—44. Wir sprangen ab, ein paar Feldgraue und Matrosen be-